



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rochs, Arthur: Der Beichtvater eines Kaiserpaares : Schilderung eines bewegten Lebenslaufes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auswirft. Solch geschenktes Vertrauen ist aber wieder ein Mittel, das der Freund der Jugend verwerten kann, das Ehrgefühl der Jungen anzuspornen. Unmittelbar staatliche Unternehmungen können und dürfen die Jugendvereinigungen nicht sein. Aber es kann ein Verhältnis freundschaftlichen Vertrauens bestehen. Und wenn dieses Vertrauen vermittelt wird durch den der Jugend lieben und vertrauten Führer, nicht als gleichsam eine abstrakte Gabe, die das Volk gleichmütig wie ein gutes Recht und undankbar hinnimmt, dann gewinnt auch die Jugend wieder eine andere, bessere Vorstellung von ihrem vaterländischen Staat. Sie vermächst durch die Freuden, die sie durch ihre Freunde erlebt hat, durch die Charakterentwicklung, auf die der junge Mann schließlich selbst mit Staunen und Freude zurücksieht, mit der deutschen heimischen Kultur, und gewinnt das, was unserem Volke jetzt in so erstaunlicher Weise fehlt, die treue Dankbarkeit gegen das Vaterland.



Der Beichtvater eines Kaiserpaares

Schilderung eines bewegten Lebenslaufes

Von Dr. Arthur Kochs = San Antonio (Texas)



So sehr man auch geneigt und berechtigt ist, vom rein menschlichen Standpunkte aus das Schicksal der Kaiserin Charlotte von Mexiko und ihres am 19. Juni 1867 am Cerro de la Campana unter dem Beletoufener des Standgerichtes gefallenen Gatten zu beklagen, so sorgsam sollte man sich doch auch davor hüten, rückhaltlos den Stab über ihre Gegner zu brechen — wie das unlängst wiederholt geschehen ist — und sie, den trefflichen Benito Juarez, den Reorganisator seines Vaterlandes, an der Spitze, als Banditen und Mörder zu brandmarken.

Vergleiche hinken ja stets ein wenig, aber trotzdem sind sie zur Erläuterung oft wirksamer als langatmige Auseinandersetzungen. So stelle man sich einmal vor, im Deutschen Reiche wogte — was das gütige Schicksal verhüten möge! — ein blutiger Kampf zwischen zwei großen Parteien, einer konservativen und einer ultraradikalen. Letztere bliebe dabei Siegerin und beriefe aus dem Auslande einen Diktator, um ihre Herrschaft zu einer dauernden zu machen. Besagter Diktator aber schaltete und waltete im Lande jahrelang als unbeschränkter Machthaber und behandelte als solcher die Führer der unterlegenen konservativen kriegsführenden Gegenpartei nicht als solche, sondern als Rebellen, die er, wenn sie in seine Hände fallen, standrechtlich erschießen läßt. Was würde nun, wenn sich das Blatt wendet und aus den Besiegten Sieger geworden sind, geschehen?

Als der Erzherzog Maximilian von Österreich, den Lockungen Napoleons des Dritten folgend, sich auf das mexikanische Abenteuer einließ, mußte er sich auf die Folgen gefaßt machen. Er konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß es sich dort um ein *Ba banque*-Spiel handelte, bei dem es um Leben und Tod ging. Er mußte wissen, daß es sich bei diesem Hasardspiel in erster Linie um die Frage handelte: „Wird in dem furchtbaren Bruderkampfe jenseits des Rio Grande, der gerade damals im Gange war, der Norden siegen oder der Süden?“

Napoleons Plan, bei dem er den blonden Erzherzog skrupellos als Werkzeug benutzte, hatte den Sieg der Südstaaten, die Fortdauer der Konföderation, also den Zerfall der Union, zur ganz selbstverständlichen Voraussetzung. Sobald sich diese Voraussetzung als irrig erwies — was ja schon bald nach der Ankunft Maximilians in Mexiko eintraf —, war sein Schicksal besiegelt. Sein Kampf war also aussichtslos von Anfang an — um so unverständlicher war daher sein Bleiben, sein zähes Aussharren. Man sage nicht: Er konnte nicht wieder aus der Falle heraus, in die man den Arglosen, und zwar unbegreiflich Arglosen, hineingelockt hatte. Er hätte das wohl gekonnt. Jedenfalls fehlte lange, sehr lange jedes äußere Hindernis für seine Rückkehr — oder nenne man es Rückzug oder auch Flucht. Denn nicht nur den Franzosen, sondern sogar den mexikanischen Liberalen wäre es weit lieber gewesen, Maximilian hätte das Land verlassen. Der lebende, geflohene Kaiser wäre seinen Gegnern weit lieber gewesen als ein Märtyrerkaiser. Aber Maximilian wollte nicht weichen! Er faßte seine Berufung, seinen Beruf weit höher auf als wie ein vorübergehendes Abenteuer. Allen Ernstes schien er an eine Art von göttlicher Mission zu glauben — obwohl er doch von der völligen Unhaltbarkeit seiner Sendung aus doppelten zwingenden Gründen überzeugt sein mußte. Erstens hätte er sogleich einsehen müssen, daß er sich auf den Klerus, seine einzige wirkliche Stütze im Lande selbst, nur dann fest verlassen konnte, wenn er dessen Unerfättlichkeit befriedigte — ein Widerspruch, der sich ihm bald genug aufdrängte, als er gezwungen wurde, alle unter Suarez säkularisierten Kirchengüter — also so ziemlich alles von einigem Werte im Lande — zurückzugeben, wodurch natürlich nur die Erbitterung der Laienwelt verschärft wurde. Zweitens aber mußte er sich sagen, daß die nordamerikanische Union nach der Wiederherstellung des Friedens zwischen Nord und Süd die Gründung einer sich auf europäische Beihilfe stützenden Monarchie an ihrer Süd- und Südwestgrenze im Interesse der Selbsterhaltung nicht dulden konnte!

Wenn er aber trotz dieser Erkenntnis auf seinem unhaltbaren Posten verblieb, warum tat er es dann?

Ganz einfach zu beantworten ist diese Frage nicht, so nahe sie auch liegt. Zwar mußte es schon das hochgespannte Pflichtgefühl und der von niemandem angezweifelte persönliche Mut dem Habsburgerproffen unheimlich erscheinen lassen, von dem Posten zu weichen, auf den er sich durch eine höhere Macht berufen glaubte; aber dazu kam dann noch, daß er in diesem Wahn — die von den Tuilerien ausgehenden Machinationen schien er geflüchtig übersehen zu wollen! —

durch eine Persönlichkeit bestärkt wurde, die gerade in der entscheidenden Zeit einen wahrhaft dämonischen Einfluß auf ihn und seine Gemahlin ausgeübt hatte — durch seinen Beichtvater.

Sofort nach jener kritischen Zeit war der richtige Zeitpunkt verpaßt; der Rückzug war abgeschnitten, und nach allem, was geschehen war, konnten auch die siegreichen mexikanischen Liberalen nicht anders handeln, als sie es taten, wenn sie nicht knieschwach erscheinen wollten.

Man kann jetzt um so ruhiger und objektiver über die Kaisertragödie in Mexiko verhandeln, als ja der Friede zwischen den beiden Parteien längst abgeschlossen und auch — wiewohl erst recht spät — äußerlich formell besiegelt ist. Es geschah das durch die Wiederherstellung der mehr als drei Jahrzehnte lang unterbrochen gewesenen diplomatischen Beziehungen zwischen der Republik Mexiko und dem Heimatlande des habsburgischen Erzherzogs. Eine kleine, aber rührend treue und begeisterte Gemeinde in der Hauptstadt Mexiko pflegt noch immer das Gedächtnis an das Opfer der Ränke des dritten Napoleons, an deren Spitze der greise Apothekenbesitzer Kaska steht — oder vielmehr Herr v. Kaska, wie er sich seit der Verleihung des Ordens der Eisernen Krone nennt, der ihm in Anerkennung seiner Verdienste bei der Vermittlung zur Wiederanknüpfung der diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern erteilt wurde.

Unvergeßlich wird mir stets die andachtsvolle Weihe bleiben, mit der mir dieser würdige alte Herr, welcher der Besitzer eines kleinen, aber hochinteressanten Museums von „Kaiser Max-Reliquien“ ist, seine Schätze zeigte, an die er seine Erinnerungen an die Zeit knüpfte, aus der sie stammen. Manches erfuhr ich dabei über jene mysteriöse Persönlichkeit, die eine so verhängnisvoll große Rolle im Leben des Kaisers Max und der Kaiserin Charlotte gespielt hat, manches, was mich dann bewog, den Spuren jenes Mannes weiter nachzuforschen, besonders als ich gewahr wurde, daß sie sich nach Südwest-Texas, wo ich jahrzehntelang meinen Wohnsitz hatte, zurückverfolgen ließen.

* * *

In der Mitte der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte der „Mainzer Adels-Verein“ im südwestlichen Texas — da, wo sich der in kräftigem Strom kristallklar aus dem weißen Kalkfelsen hervorsprudelnde Comalbach mit der Guadalupe vereinigt — die nach dem Gründer jenes Vereins, dem Prinzen von Solms-Braunfels, benannte Kolonie Neu-Braunfels gegründet. Die Söhne und Enkel jener Grafen und Herren sitzen dort noch heute und erfreuen sich behaglichen Wohlstandes, wenn sie sich auch nicht mehr Graf Hoym, Graf Coreth oder Baron v. Meusebach usw. nennen, sondern schlechtweg Mr. Hoym, Mr. Coreth oder Mr. Meusebach.

Im ersten Jahrzehnt nach der Gründung dieser Adelskolonie ging's dort freilich noch nicht so ruhig und geregelt her wie jetzt. Denn in der rauhen

Praxis erwies sich da gar manches anders, als es sich die jungen Brauseköpfe vorgestellt hatten. Besonders hart kam den meisten der an harte körperliche Arbeit durchaus nicht gewöhnten jungen Leute die bittere Notwendigkeit an, selbst mit zuzugreifen — trotz der barbarischen subtropischen Sonnenglut und trotz der Schwielen, die den an Glacéhandschuhe gewöhnten Händen nicht erspart blieben!

Aber trotz aller Schwierigkeiten, Mühen und Plagen entwickelten sich die Kolonien auf das prächtigste, auch wenn sich die ursprünglichen Pläne der Gründer, die höchstwahrscheinlich auf die Errichtung eines deutschen Pufferstaates zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten abzielten, bald als unausführbar erwiesen und in Vergessenheit gerieten.

Und auch noch, als sich der Adelsverein als solcher infolge des Scheiterns jener Pläne aufgelöst hatte, hörte der Zuzug aus der deutschen Heimat nicht auf. Viele tüchtige und arbeitslustige deutsche Bauern kamen nach, aber es fehlte auch nicht an allerlei jungen Abenteurern, welche der Ruf der „lateinischen Farmer“ in Texas angelockt hatte.

Es mag gegen das Ende des Jahres 1848 gewesen sein, da langte eines Tages in Neu-Braunfels ein herkulisch gebauter junger Mann von etwa vier- undzwanzig bis fünf- undzwanzig Jahren an, der sich kurzweg „Fischer“ nannte. Was er bisher gewesen war und was er getrieben hatte, oder woher er kam — darüber sprach er nicht gern. Aber das sind Fragen, die gar manchem drüben Neueinwandernden unbequem sind und die man daher auch zumeist wohlmeinend unterläßt. Seinem Dialekte nach schien Fischers Wiege im Schwabenlande gestanden zu haben. Später tauchte dann das Gerücht auf, er sei ein „natürlicher Sohn“ des Königs von Württemberg. Wie das Gerücht entstanden, läßt sich nicht ermitteln. Vielleicht hatte er es selbst in Umlauf gesetzt, vielleicht auch nicht — jedenfalls hielt er es auch nicht für nötig, es energisch in Abrede zu stellen.

Daß er ein Mann von akademischer Bildung war, merkte jeder der „Lateiner“, mit denen Fischer sich nur ein paar Minuten unterhielt, sofort. Aber er war nicht nur ein klassisch gebildeter junger Mann, sondern er erwies sich auch, was unter den dort obwaltenden Umständen weit wesentlicher und wichtiger war, als außerordentlich vielseitiger, gewandter, anstelliger und anpassungsfähiger Mensch von zäher Ausdauer und stark entwickeltem Selbstbewußtsein im Auftreten — alles Eigenschaften, die in Amerika auch heute noch ungleich schwerer in die Waagschale fallen, als alle mit Stempeln und Siegeln versehenen erstklassigen Nachweise über akademische Bildung. Wieviel mehr noch damals an der Indianergrenze!

Es dauerte nicht lange, so wurde Fischer der allgemeine Liebling der Neu-Braunfelfer, besonders der jungen Leute, und da wieder speziell des — weiblichen Teiles derselben.

Allgemeines Aufsehen erregte er durch sein Sprachtalent. Außer seiner Muttersprache beherrschte er schon bei seiner Ankunft das Französische vollkommen.

Von dem für Texas viel wichtigeren Englisch kannte er zuerst aber noch kaum die Anfangsgründe. Obwohl aber gerade die deutsche Kolonie Neu-Braunfels wohl der ungeeignetste Ort war — und es eigentlich auch noch heute ist —, um Englisch zu lernen, dauerte es doch kaum ein Jahr, bis er die offizielle Landessprache in Wort und Schrift mit einer Meisterschaft beherrschte, die selbst dem spottlustigsten Anglo-Amerikaner Erstaunen und Anerkennung abnötigte. In der gleichen Zeit hatte er sich aber noch die für alle praktischen Bedürfnisse ausreichende Kenntnis des Spanischen angeeignet, die ja für dies an Mexiko angrenzende Gebiet ebenfalls von Wichtigkeit ist. Das alles lernte er ganz nebenbei, da er doch völlig mittellos war und wohl oder übel für seinen Lebensunterhalt arbeiten mußte, wo und wie sich gerade Gelegenheit bot.

Sehr sympathisch war Fischer, den die Neu-Braunfeler für einen verbummelten Studenten hielten, wobei sie auch wohl kaum fehlgriffen, die harte körperliche Arbeit offenbar nicht. Sobald er daher die sprachlichen Klippen überwunden hatte, „hing er seinen Shingle heraus“, das heißt: er befestigte an der Tür zu seiner Wohnung ein Blechschild, das der Mitwelt zu verkünden hatte, daß er nunmehr als „Lawyer“, als Advokat, als Rechtsanwalt und Notar der händelsüchtigen und Rechtshilfe suchenden Menschheit beizustehen gewillt sei! Das ging damals in Texas noch sehr leicht. Auch heute noch ist's nicht allzu umständlich. Ich entsinne mich, den Namen eines jungen Mannes, der mir noch vor einem halben Jahre als Butcher-Boy, d. h. als Schlächtergeselle allmorgendlich das Fleisch ins Haus gebracht hatte, auf solch einem Advokatenstande prangen gesehen zu haben.

Also aus dem verbummelten Studenten und Farmarbeiter war nunmehr der „Lawyer“ Fischer geworden!

Knapp ein Jahr nach seiner Ankunft in Amerika konnte er es bereits wagen, vor Gericht in englischer Sprache zu plädieren, und zwar mit bestem Erfolge. Gleich seinen ersten Prozeß, einen Ehescheidungsprozeß, welcher in Ermangelung eines Gerichtsgebäudes in Neu-Braunfels merkwürdigerweise in der protestantischen Kirche abgehalten wurde, gewann er glänzend!

Sollte dies sein erstes öffentliches Auftreten in einer Kirche eine Art von Vorbedeutung für die weitere Entwicklung des seltsamen Mannes sein?

Fischer hatte sich gelegentlich selbst als Protestant oder doch als „protestantisch getauft“ bezeichnet, versäumte jedoch keine Gelegenheit, sich als Freidenker radikalster Richtung aufzuspielen.

War er schon als armer Schlucker ein lustiger Gefelle gewesen, so genoß er jetzt, da ihm infolge seiner gutgehenden Advokatenpraxis die Mittel reichlich zufließen, das Leben in den vollsten Zügen. Alte, würdige Bürger von Neu-Braunfels, die ich Jahrzehnte später gesprochen und die damals auch noch jung und übermütig gewesen waren, wurden geradezu begeistert, wenn sie in ihren Schilderungen aus vergangenen Tagen auf jene Zeit und auf Fischer zu sprechen kamen, besonders darauf, „wie kolossal der Lawyer Fischer zechen konnte“!

Auch kam es ihm nicht so sehr darauf an, was es zu trinken gab, ob den landesüblichen Whisky oder gar Rhein- und Moselwein, den man damals mit großen Mühen und Kosten fakweise importierte und dann auf mexikanischen Ochsenkarren in beschwerlicher Weise von dem (jetzt längst durch eine Sturmflut untergegangenen) Indianola dorthin schaffen mußte.

War Fischer ein großer Verehrer des Bacchus, so war er auch dem Dienste der Venus keineswegs abhold. Aber, aber . . . die englischen und amerikanischen Geseze machen diesen Kultus dem Manne nicht so bequem wie in Deutschland oder gar in Frankreich. Die Auswahl zwischen Ehezwang oder Haft ist eine höchst peinliche. Außerdem aber gab es in Texas und gibt es auch noch heute ortsübliche Gepflogenheiten, bei denen Revolver und Schrotflinte eine verzweifelte Rolle spielen.

Als Fischer eines Tages erfuhr, daß jemand, dem er ins Gehege gekommen, mit einer Flinte bewaffnet ihn „gesucht“ und dabei gepiffen habe:

Geh du nit über mei Kackerche,
Geh du nit über mei Feld! . . .

da zog er es als kluger und vorsichtiger Mann vor, den Schauplatz seiner Tätigkeit anderswohin zu verlegen und ohne formelle Verabschiedung zu verschwinden. Wohin? Das wußte niemand und das erfuhr man auch vorläufig noch nicht.

Mancher freilich war froh, daß Fischer fort war, aber die meisten bedauerten aufrichtig das Verschwinden des lustigen, stets zu allerlei tollen Streichen aufgelegten Burschen, den man in den drei Jahren seines Aufenthaltes in Neu-Braunfels trotz aller seiner Fehler — vielleicht gerade deswegen! — lieb gewonnen hatte.

Jahre vergingen, ohne daß man in Texas wieder etwas von „Lawyer Fischer“ zu hören bekam. Man hatte ihn schon fast vergessen, als ein junger Deutscher, der in den Goldfeldern Californiens vergeblich sein Glück versucht hatte, nach Neu-Braunfels zurückkehrte und nun behauptete, die kaum zu verkennende Niesengestalt Fischers in grobem Wollhemde, mit Pickel und Schaufel in einem Goldgräberlager der Felsengebirge gesehen zu haben. Aber man wollte es nicht recht glauben.

Wieder verging eine Reihe von Jahren, da kehrten mehrere Neu-Braunfeler Geschäftsleute von einer Reise zurück, welche sie bis nach der alten WeinStadt Parras im mexikanischen Staate Chihuahua geführt hatte. Als Sensationsneuigkeit brachten sie die Nachricht mit: „Wißt Ihr, Kinder, wen wir in Parras getroffen haben? — den Lawyer Fischer! Aber der ist jetzt kein Advokat mehr — sondern, ihr mögt's glauben oder nicht — der ist jetzt katholischer Priester geworden! Er sieht sehr würdig aus — wenigstens auf der Straße —, und die Kinder sowie die alten Weiber laufen ihm nach und küssen ihm die Hand, die ihnen der heilige Mann auch mit ganz unnachahmlicher Herablassung gnädig überläßt!“

Und wirklich: die Nachricht bestätigte sich im vollsten Umfange, der verbummelte Student von ehedem und spätere Advokat wirkte jetzt in Barras als „Cura Fischer“!

Das ungebundene und wüste Leben in den Goldgräber- und Goldwäscherlagern Californiens hatte dem Ex-Advokaten auf die Dauer wohl nicht behagt, wenn ihm auch die Strapazen nicht zu groß gewesen waren, die seine stahlharte Gesundheit und seine zähe Lebenskraft wohl leicht überwunden hätten.

Den äußeren Anlaß aber zur abermaligen Verlegung seines Wirkungskreises soll — einem allerdings nur schwer kontrollierbaren Gerüchte nach — eine Meinungsverschiedenheit beim Glücksspiel um einen Beutel Goldstaub gegeben haben, wobei sich Fischer als der Schnellere erwiesen haben soll, nämlich als der Schnellere im Revolverziehen. Es heißt auch, Fischer habe sich wieder nach Texas zurückgekehrt, und er habe sich — wenn auch nicht in Neu-Braunfels, so doch in dem rasch aufblühenden San Antonio als Advokat niederlassen wollen. Über die bewusste alte Geschichte in Neu-Braunfels war a ohnehin längst Gras gewachsen, da seine alte Freundin schon seit Jahren als getreue Gattin im Hause dessen schaltete und waltete, der ihn damals mit der Schrotflinte „gesucht“ hatte.

(Schluß folgt)



Astrid

Nordische Ballade

Von Harry Vosberg

„O Gisli, Bruder, rette geschwind,
 Rette dein Leben! Es liegt das Gejind
 Im Hofe erschlagen! Der rächende Feind
 Rüttelt am Tore — zerbrochen dein Schwert!
 Fliehe!“ — „Was ist mir das Leben wert!?“ —
 „So denke an mich!“ — „Ja, darum die Not!
 Kannst ihn nicht frei'n, schlug dein Buhle mich tot!“ —
 Höhnend entspringt er; ihr zittern die Knie:
 „Wacht! Daß ich dich der Rache entziehe!“ —
 Da wurde die Tür aufgerissen.

Und vor ihr steht Helgi, dess' verbender Blut
 Die Spröde sich wehrend entzogen.
 „Entwischt! Dann war die Mühe umsonst!